

FRANK COATES

Die
Tränen
der
Massai



Weltbild

Die Tränen der Massai

Der Autor

Frank Coates wurde in Melbourne geboren und arbeitete lange Jahre im Bereich Telekommunikation in Australien und anderen Ländern. 1989 wurde er von den Vereinten Nationen nach Nairobi berufen. Vier Jahre lang reiste er durch Afrika und lernte dabei in Tansania eine Frau vom Nyamwezi-Stamm kennen, die er heiratete. Frank Coates hat zwei Kinder und fünf Enkelkinder und lebt in der Nähe von Sydney.

Frank Coates

Die Tränen der Massai

Roman

Aus dem Englischen von
Regina Winter

Weltbild

Die englische Originalausgabe von Tränen der Massai erschien 2004 unter dem Titel
Tears of the Massai bei HarperCollins Publishers Australia Pty Limited,
Sydney, Australia.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

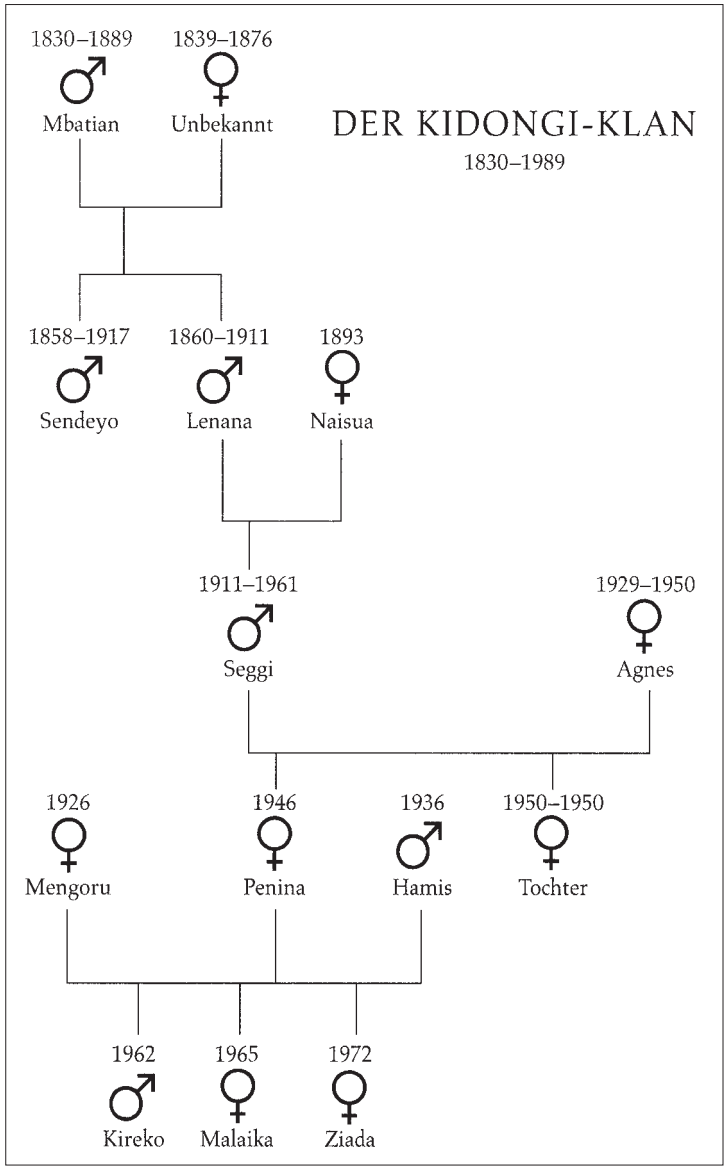
Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2004 by Frank Coates
Published by arrangement with HarperCollins Publishers Australia Pty Limited
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Michael Meller Literary Agency GmbH, München
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005
by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Übersetzung: Regina Winter
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com
(© Autumn Sky Photography; © Elina Litovkina)
Satz: Uhl und Massopust GmbH, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-806-4

2021 2020 2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

*Zum Andenken an Bernd Torzowski –
einen Mann Afrikas*





Prolog

Sie kamen aus dem Norden, aus dem Nilbecken, und von diesem Fluss erhielten sie auch ihren Namen: Niloten. Hochgewachsen. Ebenholzschwarz. Sie waren ein sehr widerstandsfähiges Volk; die Männer so zäh wie eine Lederschnur, die Frauen elegant und anmutig. Wunderschön.

Sie hatten seit drei Jahrtausenden den Boden ihres Tals bearbeitet. Es gab viel zu essen, und die Menschen waren glücklich. All diese Zeit hatten sie ein gutes Leben geführt, so gut, dass sie kaum so etwas wie Herrscher brauchten. Wenn es Streit gab, sprachen die Ältesten miteinander darüber.

Im Paradies gab es keine Sünde.

In dem tiefer gelegenen Teil des Tals, wo die schwarze Erde an den Ufern des mächtigen Flusses von seinem alljährlichen Hochwasser genährt wurde, blieb es fruchtbar, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt. Aber an den Hängen und auf der Hochebene oberhalb des Flusstals gab es viele Bauern, denen es nicht so gut ging. Das Land verlor nach und nach seine Kraft. Es spielte mit ihnen, indem es Jahre schwerer Arbeit zu Zeiten der Trockenheit mit einem einzigen Jahr des Überflusses belohnte. Es betrog das Volk, zwang es, Schafe und Ziegen zu züchten, die in schlechten Jahren zu seiner Rettung wurden.

Im Lauf von Generationen wurden die Menschen der Hochebene immer ruheloser. Die Tiere verlangten mehr und mehr Weidefläche, weil das Land sie nicht genügend ernährte. Es waren diese ländlichen Niloten, die schließlich dem Befehl des Landes gehorchten und sich vor mehr als tausend Jahren nach Süden wandten.

Sie kamen um des Landes willen, aber andere waren vor ihnen eingetroffen – ein Volk aus dem Osten des Kongo, dem sie in der Nähe des großen Sees begegneten, den man später Viktoriasee nennen würde. Diese Bantu waren organisiert und aggressiv. Ihr Wohlstand erlaubte ihnen, große Armeen zu unterhalten. Die Niloten kannten sich mit der Kriegskunst wenig aus und konnten daher nicht gegen die Bantu bestehen. Es würde mehrere Jahrhunderte dauern, bis ihre Toten gerächt wurden. Der Schild der Bantumacht lenkte die Südwärtsbewegung der Niloten in eine andere Richtung. Die Begegnung dieser Stämme sollte den Kontinent erschüttern und die nächsten zehn Jahrhunderte afrikanischer Geschichte formen.

Das äthiopische Hochland östlich des Nils war die traditionelle Heimat der Kushiten, eines Volkes mit brauner Haut, geraden Nasen und hohen Wangenknochen – eher mediterrane als afrikanische Züge. Weshalb sie ihr in Terrassen angelegtes Bauernland zurückließen und zu den feuchten Wäldern Ostafrikas zogen, ist unbekannt. Als die Niloten aus dem Westen kamen, vereinnahmten sie diese Nachbarn mit den feineren Zügen, aber nicht gewaltsam, sondern durch Heirat.

Die Geschichten aus diesen uralten Zeiten berichten von dem ersten Sohn der ersten solchen Ehe. Er hieß Maasinta und wuchs zu einem prächtigen jungen Mann heran. Er war hochgewachsen wie sein Vater, der Nilote, und hatte lange, starke Muskeln, so fest wie Bogensehnen, an seiner schlanken Gestalt, aber auch das elegante, feinknochige Gesicht und die sanften, leicht mandelförmigen Augen seiner kushitischen Mutter. Seine Sprache, die er Maa nannte, und seine glänzende schwarze Haut stammten vom Nil, ebenso wie seine Haltung. Einige hätten ihn als distanziert, ja sogar arrogant beschrieben, aber so war es nicht. Maasintas Haltung spiegelte nur den Stolz wider, den er empfand, weil er der Sohn solch guter Eltern war.

Eines Tages, als Maasinta nach Essen suchte, erklang eine Stimme wie Donner aus dem wolkenlosen Himmel. »Maasinta!« Es war die Stimme des Schöpfers der Erde, des *Ngai*, des Gottes seiner kushitischen Verwandten. »Du musst zwischen dem heiligen Berg von Ol Doinyo Sabak und dem silbernen Gipfel des Kilima N'jaro einen großen Pferch bauen. Errichte ein Haus in seiner Mitte und warte auf meine Botschaft.«

Maasinta ging und tat, was man ihm gesagt hatte, und wartete auf weitere Anweisungen *Ngais*.

Als *Ngai* zurückkehrte, sagte er zu Maasinta: »Morgen musst du dich sehr früh vor dein Haus stellen, denn ich werde dir ein Geschenk machen, das man Rinder nennt. Diese Tiere sind seltsam, aber fürchte dich nicht. Vor allem aber musst du still sein, bis du alle Rinder hast, die du willst.«

Sehr früh am nächsten Morgen kam Maasinta der Anweisung nach. Bald schon hörte er Donnerröllen, und Gott ließ eine lange Lederschnur vom Himmel zur Erde herab. Rinder stiegen an dieser Schnur entlang in den umzäunten Bereich. Der Boden bebte so heftig unter ihren Hufen, dass Maasintas Haus beinahe eingestürzt wäre. Er hatte schreckliche Angst, bewegte sich aber nicht und gab keinen Laut von sich. Aber noch während die Rinder herabstiegen, erwachte der Dorobo, der ein Nachbar Maasintas war. Als er die zahllosen Rinder sah, die die Schnur herunterkamen, schrie er: »Ai! Ai! Ai!«

Als Gott das hörte, zog er die Schnur zurück, und es stiegen keine Rinder mehr herab. Gott glaubte, Maasinta hätte gerufen, und er sagte: »Diese Rinder genügen dir also? Nun gut, das ist alles, was du bekommen wirst. Kümmere dich um sie, denn sie sind dein Leben. Sorge gut für sie, wie ich für dich gesorgt habe, denn sie sind das letzte Geschenk, das du von mir erhalten wirst.«

So kam es, dass die Massai alle Rinder auf der Welt besaßen. Es ist auch der Grund, wieso die Massai die Dorobo

verachten. Denn Maasinta war zornig auf seinen Nachbarn, weil er *Ngais* Geschenk verringert hatte. Er verfluchte ihn und sagte: »Dorobo, du bist derjenige, der Gottes Schnur durchtrennt hat. Mögest du so arm bleiben, wie du es immer gewesen bist. Möge die Milch meiner Rinder Gift auf deinen Lippen sein.« Bis auf den heutigen Tag sind die Dorobo Jäger und erhalten nie Lebensmittel von den Massai.

Die Rinder wuchsen und blühten ebenso wie die Massai, denn wie *Ngai* versprochen hatte, war Rindvieh ihre Stärke.

Vom Rindvieh bezogen die Massai ihr Essen, ihre Kleidung und ihre Häuser. Rindvieh war ihr Brautpreis und der Maßstab der Stellung eines Mannes in ihrer Gesellschaft. Sie nährten sich von Milch, die sie mit Blut mischten, das sie lebenden Tieren abzapften. Häute und Felle wurden für Matratzen, Sandalen, andere nützliche Dinge und Schmuck verwendet. Der Dung lieferte Baumaterial. Selbst der Urin der Rinder konnte als Medizin und zum Säubern benutzt werden. In Maa gab es über hundert Wörter, um die Tiere zu beschreiben.

Etwa zu dem Zeitpunkt, als Maasintas Nachkommen in den ostafrikanischen Grabenbruch, das Great Rift Valley, vordrangen, ging der erste Weiße in Mombasa an Land. Inzwischen hatten sich die Rinder der Massai in großer Zahl auf der Savanne ausgebreitet. Gerüchte von einem seltsam bleichen Stamm am äußersten Rand ihres Weidelandes beunruhigte sie kein bisschen.

Sie fürchteten niemanden, denn sie hatten, seit sie Jahrhunderte zuvor von den leidenschaftlichen Bantukriegern besiegt worden waren, eine tödliche Kriegsmaschinerie entwickelt. Eine enge Formation von Kriegern oder Phalanx bildete eine bewegliche Festung, die hervorragend für die Savanne geeignet war. Und die Waffen der Massai – ein kurzes Schwert und ein Speer mit langem Schaft – sorgten für ihren Schutz, solange die Formation intakt blieb.

Der Brauch der Massai, Generationen in Altersgruppen

zu unterteilen, stammte von Maasintas kushitischer Mutter. Er lieferte die lebenswichtige Verbindung, der die Phalanx während eines Angriffs zusammenhielt. Männer in einer Altersgruppe waren vielleicht keine Blutsverwandten, aber ansonsten in jeder Hinsicht Brüder. Die Altersgruppen wuchsen miteinander von Jungen zu Kriegern und dann zu Ältesten heran. Jeder Schritt festigte diese Verbindung, den Schlüssel zum Erfolg ihrer militärischen Technik. Und es war diese Militärmaschine, die es den Massai erlaubte, die Weideflächen auszudehnen, die sie für ihre geliebten Rinder brauchten.

Es widerstrebte den Massai, vom Althergebrachten abzuweichen. Die Bräuche aus Maasintas Zeiten hatten dazu geführt, dass sie an Kraft und Wohlstand gewannen, also hielten sie es nicht für nötig, einen offiziellen Herrscher zu haben. Die Krieger oder *Moran* hatten die Anführer ihrer Altersgruppe, um Feldzüge zu koordinieren. Die Ältesten lieferten Weisheit und moralische Führung, während einige besondere Personen, *Laibon* genannt, für spirituelle Anleitung sorgten. Ein solch besonders begabter Mann war Mbatian ole Sopet. Sein Ruf als Mediziner und Prophet verschaffte ihm den Titel des *Großen Laibon*. Er lebte zur Zeit der Morgendämmerung des weißen Mannes in Zentralafrika, zu einer Zeit, als sich die Massai vielleicht auf dem Höhepunkt ihrer furchterregenden Kraft befanden. Aber Mbatian wurde von schrecklichen Visionen gequält. Er rief die Massaiältesten zusammen und sagte zu ihnen: »Ich werde bald sterben. Ich sehe ein großes schwarzes Rhinoceros, das eine Schneise durchs Land bricht. Auf seinem Rücken sitzen rosa Menschen. Ich sehe das Ende meiner Kinder und das des Landes. Verlasst euer Land nicht, denn wenn ihr das tut, werdet ihr an einer schrecklichen unbekanntem Krankheit sterben, eure Rinder werden eingehen, und ihr werdet gegen einen mächtigen Feind kämpfen und verlieren.«

Falls dieser kurze Abriss den Eindruck einer raschen

Wanderung vermittelt hat, die sich ereignete wie ein Sturm, wild und von Zerstörung begleitet, dann war das irreführend. Die Bewegung der Massai erfolgte eher wie ein Dahintreiben, nicht wie eine schnelle Fahrt. Sie zogen mit sachtem Schritt weiter und donnerten nicht einher. Aber die Forderungen ihres Viehs waren für sie wichtiger als alles andere, und alle, die sich ihnen widersetzten, waren zum Untergang verurteilt. Sie vernichteten ihre Feinde vollständig, und sie zogen weiter, wie sich glühender Stein aus einem uralten Vulkan bewegt: träge, tödlich, unaufhaltsam. Sie drängten alle vor sich her, bis sich das Massaiterritorium vom Indischen Ozean bis zu dem großen See, vom Schnee des Kilimandscharo bis zum Rand des sudanesischen Ödlands erstreckte.

Dem *Großen Laibon* folgte sein Sohn Lenana, der seinem Volk versprach, wenn sie dem weißen Mann etwas von ihrem besten Land gaben, würde das die Eindringlinge friedlich stimmen und weitere Tragödien vermeiden.

Er hatte sich geirrt.

I

Das schwarze Rhinoceros

Aus Peabodys Ostafrikaführer (5. Auflage):

Ein Ostafrikatourist sollte unbedingt den Versuch unternehmen, die gewaltige Anzahl von Stammeskulturen zu erforschen, von denen viele über interessante Überlieferungen verfügen.

Die Massai erzählen zum Beispiel von einem Ahnen namens Mbatian, dem Großen Laibon, der von einem schwarzen Rhinoceros und seltsamen, gefährlichen Männern träumte, die auf dessen Rücken ritten.

1896, sieben Jahre nach Mbatians Tod, erschien das schwarze Rhinoceros tatsächlich. Es war gefüllt mit Feuer und rülpste Rauchwolken, als es auf eisernen Schienen ins Herz des Massailands rollte. Es brachte wie vorhergesagt den neuen Feind. Und mit ihm kamen die Rinderpest, die die Herden der Massai dezimierte, und die Pocken, die jedem zweiten Mann, jeder zweiten Frau und jedem zweiten Kind einen schrecklichen Tod bereiteten.

1892

Der Wald lag dunkel am Fuß des Berges. Als Lenana dieses schattige Haus betrat, schlossen sich grüne Wände um ihn. Die Baumwipfel verbargen den hellen Morgenhimmel, und Lenana spürte, wie seine Stimmung sich verfinsterte, passend zum Dunklerwerden des Dschungels. Seine dünnen Leder-sandalen hinterließen Fußabdrücke auf dem moosbedeckten Boden. Sein Weg zog sich langsam bergan, zunächst durch das dichte Unterholz aus Bambus, dann vorbei an massiven

Sykomoren und Feigenbäumen. Bald schon schmerzten seine Knie, und es tat weh, zu atmen. Er ruhte sich einen Augenblick aus, und das Schweigen des Waldes umschlang ihn wie ein Umhang. Kein Wind, kein Vogelzwitchern störte die von Ranken umwundenen Äste hoch über ihm.

Er ging weiter bergauf und erreichte die zerklüfteten Felsformationen kurz vor dem Gipfel, und dann stand er auf dem felsigen Gipfel mit seinen Grasbüscheln und Zwergglobelien.

Die finstere Stimmung des Waldes war ihm vom grünen Fuß des Berges bis zum felsigen Gipfel gefolgt. Das war nur angemessen, denn Lenana war sehr beunruhigt, und Onjo Lomoya, der bergige Geburtsort seines Ahnen, wusste dies und grübelte mit ihm.

Er fand das Feld der zu Stein gewordenen Lava, in dem sich eine flache Höhle befand, und setzte sich an den Höhleneingang. Die Sonne erhob sich hinter dem uralten Berg und warf lange Schatten in den Grabenbruch, der sich vor ihm weit nach Westen erstreckte.

Sein Geist begab sich an jenen stillen Ort, an dem seine Träume und seine Magie verweilten. Er sumnte sein Begrüßungslied für Ol-le-Mweiya, den Ersten. Mweiya würde wissen, dass Lenana seine Macht verloren hatte. Er würde wissen, wieso Lenana keine Anzeichen des drohenden Sterbens gesehen hatte und warum so viele von seinem Volk umgekommen waren und immer noch starben. Lenana rieb sich die Hände, um sie zu wärmen und den Schmerz zu lindern. Mweiya würde es wissen.

Selbst die kleine Interekai, seine zweitgeborene Tochter von seiner dritten Frau, war krank, und er, der *Laibon*, war wieder einmal hilflos. *Warum?*

Leise sumnte Lenana weiter, und der freundliche Nebel sammelte sich in seinem Geist. Die knöchigen Ellbogen auf knöchige Knie gestützt, sackte der Kopf des Laibon langsam nach vorn auf die verschränkten Arme. Der Nebel nahm

ein warmes Grün an, und dann vertieften sich die Farben zu Orange, Blau und Violett, dem Zeichen, dass ein Geist sich näherte. Aber die Traumfarben verschwanden wieder. Lenana verzog das Gesicht und versuchte, die Farben der Sonne zurückzuzwingen, damit sie Mweiya brachten, wie er es gewohnt war. Aber der sich bewegende Nebel blieb weiterhin kalt und grau.

Plötzlich erschien eine Gestalt.

Es war nicht Mweiya, aber der Mann war Lenana dennoch vertraut.

»Sendeyo!«, sagte Lenana.

»Bruder. Du bist überrascht, mich zu sehen?«

»Wie bist du hierher gekommen, Sendeyo? Ich habe dich nicht gerufen. Geh jetzt. Ich erwarte Mweiya.«

»Aber er war es, der mich zu dir geschickt hat, mein Bruder.«

»Du lügst, wie du es immer tust. Und jetzt machst du dich sogar vor dem Ersten zum Narren.«

»Das stimmt nicht, Bruder. Du willst Antworten, willst wissen, wieso deinem Volk so schreckliche Dinge zugestoßen sind, oder? Man hat mich geschickt, weil ich habe, was du suchst.«

Lenana versuchte, den Blick seines Bruders zu deuten. »Also sprich.« Sendeyo lächelte und genoss diesen Augenblick.

»Bruder, die Pestilenz und das Leiden deines Volks kommen aus deinem eigenen *Enkang*, deinem eigenen Dorf.« Er hielt inne, um Lenanas verblüfften Gesichtsausdruck zu genießen. »Es waren deine Taten, die dieses Leid über deine Familie und dein Volk gebracht haben.«

Als Lenana schwieg, fuhr Sendeyo fort. »Als du durch Heimtücke Nachfolger unseres Vaters wurdest...«

»Unser Vater Mbatian hat mir die Steine gegeben!«

»Ich bin der ältere Sohn. Es stand mir zu, ihm nachzufolgen.« Sendeyos Abbild bebte im flackernden Licht.

»Aber ich bin der *Laibon*«, erklärte Lenana trotzig und mit einem dünnen Lächeln.

»Es waren Betrügereien, die dir die Nachfolge eingebracht haben.«

»Und du bist ein Dieb, Sendeyo! Du hast Mbatians heilige Steine gestohlen, um schwarze Magie zu praktizieren. Für dieses Verbrechen habe ich dich verbannt.«

»Ja, du hast mich und meinen Klan verbannt... Aber das ist gleichgültig, denn ich habe die Steine, und ich habe gelernt, ihre Macht zu nutzen.« Sein Lachen war ein widerwärtiges Geräusch, das in dem wirbelnden Nebel von Lenanas Vision wiederhallte. »Du selbst bist Zeuge meines Erfolgs mit ihrer Magie.«

»Wie meinst du das?«

»Dieser Tod, der deine Lieben nimmt und sich deinen jämmerlichen Anstrengungen widersetzt, ihn zu besiegen, kommt aus deinem eigenen *Enkang*. Er ist die Folge deines Betrugs!«

Der Nebel wogte in großen Schwaden um Sendeyo herum.

»Ich bin das Werkzeug deiner Strafe. Ich habe diesen Fluch über dich und deinen Klan verhängt. Ha! Wenn du wirklich der *Laibon* bist, wieso kannst du dann den Dorn, der dir solche Qualen verursacht, nicht erkennen und ihn herausreißen?«

Wieder lachte Sendeyo.

Lenana ballte die schmerzenden Hände zu Fäusten und lockerte sie wieder. »Genug von diesem leeren Geschwätz! Wenn du gekommen bist, um dich an unserem Leid zu erfreuen, genieße es und dann verschwinde. Lass mich in Frieden.«

»Nein, Bruder, ich bin nicht gekommen, um meine Schadenfreude zu genießen, sondern um dich zu informieren. Da du nicht imstande bist, den Grund für dieses Leid zu finden, informiere ich dich.« – »Warum?«

»Ah, vielleicht, weil es mich erfreut, es dich wissen zu lassen.«

»Also sag es mir«, zischte Lenana.

»Komm schon, Lenana. Du musst es doch wissen. Denke nach. Oder hat dein schwächerer Geist dich vollkommen verlassen? Hier, ich werde dir helfen. Sag mir eines: Wann litten deine Leute zum ersten Mal an dieser Krankheit, dem Fieber und den Wunden, aus denen Wasser und Eiter dringen?«

Der Nebel zeigte ihm ein Bild seines erbarmungswürdigen Volkes, dessen aufgedunsene Körper in ihrem eigenen Dreck lagen. Die schreckliche Krankheit war aus der südlichen Savanne gekommen und hatte einen schnellen, aber unwürdigen Tod gebracht.

»Und wann begann die Viehseuche? Du musst dich doch an den Tod deiner eigenen Rinder erinnern.«

Lenana erinnerte sich.

Die Herden waren in ihrem eigenen Schleim ertrunken. Kadaver hatten das Land von einem Horizont zum anderen bedeckt. Eine Hungersnot war die Folge gewesen. Dann hatte es zwischen den Klans Kriege um die wenigen verbliebenen Rinder gegeben.

Es war zu viel für Lenana. Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Wann war das gewesen? Die Trockenheit war der Krankheit gefolgt. Aber wann hatte es begonnen? War es in der Trockenzeit nach dem Tod seines Vaters gewesen? Ja! Das war es. Das Jahr der Namenszeremonie für die kleine Interakai.

»Das war der Anfang. Und nun, bevor ich es dir enthülle, sollst du noch etwas wissen: Du hast für deine Falschheit teuer bezahlt, aber du wirst noch mehr zahlen.« Sendeyos Bild verschwamm im Nebel. »Mein Fluch wird dir nicht nur bis ins Grab folgen, sondern deinen gesamten Klan heimsuchen. Alle Aiser werden leiden. Es ist dein Schicksal, Bruder,

und das Schicksal aller *Laibons* des Aiser-Klans, die dir folgen werden.« Sendeyo begann zu singen:

*»O du Laibon der Aiser,
o du Laibon der Aiser,
genieße deine Söhne,
genieße deine Söhne, solange du kannst.
Aber achte auf die Geburt einer Tochter.
Lass die erste deiner Töchter dir eine Warnung sein,
denn die zweite Tochter wird den Dämon loslassen,
den Dämon des Todes in deinem Enkang.
Die zweitgeborene Tochter lässt den Dämon los,
den Dämon des Todes in deinem Enkang.
Und viele Massai werden sterben, ich warne dich,
oh, viele, viele Massai werden sterben.«*

Sendeyos Bild schmolz dahin. »Ich gehe jetzt, also verfluche mich ruhig, Lenana. Du kannst mir nichts Schlimmeres antun als das, was mir bereits angetan wurde.«

»Es ist nicht notwendig, dich zu verfluchen, Sendeyo, denn die gleiche Bosheit, die dich zu diesem Gemetzel getrieben hat, verfolgt dich wie ein verwundeter Löwe. Und sie wird dich ebenso sicher töten.«

Der kalte Nebel nahm langsam wärmere Rosa- und Gelbtöne an, als das Bild von Lenanas jüngerer Tochter an die Stelle Sendeyos trat. Sie sah ihren Vater aus traurigen, tief liegenden Augen an.

»Interekai! Tochter, was bringt dich hierher?« Er hatte seit ihrer schwierigen Geburt sehr an seiner zweiten Tochter gehangen. Er hatte getan, was er konnte, damit sie kräftiger wurde, aber sie war schwächlich geblieben. »Komm zu mir, meine Kleine.«

Sie hob ihm ihre winzige Hand entgegen. Die Farbe des Nebels verblasste. Das Bild des kleinen Mädchens löste sich auf, und das Grau kehrte zurück.

Lenana schreckte auf. Unter Schmerzen bewegte er sich und kam mühsam auf die Beine. *Ich muss zum Enkang zurückkehren!* Er eilte zum Weg zurück.

O du Laibon der Aiser!

Sendeyos Worte verfolgten ihn, als er durch den hohen Wald eilte.

Lass die erste deiner Töchter dir eine Warnung sein.

Er drängte sich durch die rauen Bambusstangen. Sie schnitten, rissen und kratzten ihn.

Denn die zweite Tochter wird den Dämon loslassen...

Nun hatte er den Wald hinter sich und rannte durch das hohe Gras. Das *Enkang* mit seinem trägen Rauch und den schläfrigen Ziegen kam in Sicht. Lenana atmete schwer.

Der Dämon des Todes in deinem Enkang...

Durch das Dröhnen in seinem Kopf vernahm er einen schrecklichen Laut, der schwach und verloren über das trockene, brüchige Gras hinwegwehte. Vielleicht war es nur der Wind. Er hielt den Atem an, um es noch einmal zu hören. Nichts. Er eilte weiter. Zwischen den Atemzügen lauschte er angestrengt. Es blieb still.

Er hielt länger die Luft an, lauschte, atmete dann schnell aus. Es war da, dann war es wieder verschwunden.

Und viele Massai werden sterben, ich warne dich...

Auf der flachen Anhöhe oberhalb des *Enkang* füllte er seine Lunge mit dem warmen Duft guter Weiden. Er hielt den Atem abermals an, bis das Geräusch erneut erklang, das die trockene Luft kalt werden ließ. Lenana kannte dieses Geräusch. Er wusste, was im *Enkang* auf ihn wartete.

Eine lang gezogene Klage ertönte aus der Hütte, aus der nun eine Frau auftauchte, einen kleinen Körper auf den Armen. Hände baumelten schlaff an herabhängenden braunen Armen. Dünne Beine schwangen hin und her, als die schluchzende Frau ihr Gesicht an die Brust des toten Kindes drückte. Zwei weitere Frauen folgten und erhoben ihre Stimmen zu einer schrillen Totenklage, während Lenana auf

die Frau mit dem Kind zuing. Seine dritte Frau. Ein lauter werdender Chor der Trauer erfüllte das Tal.

Lenana hob das Gesicht zum Himmel und zum Wind. Er betete um Vergebung, aber er wusste, er würde diese Schuld mit ins Grab nehmen, wusste, dass das Selbstmitleid, das ihn nun überwältigte, ihn anwidern würde, wenn seine Trauer schließlich nachließ. Tränen liefen ihm über die Wangen. Sein Schrei, der Schrei eines verwundeten Tieres, stieg in Ngais klaren blauen Himmel auf.

Oh, viele, viele Massai werden sterben.

Aus Peabodys Ostafrikaführer (5. Auflage):

Ein sportlicher Tourist kann sich in Kenia einem Querfeldeinlauf der »Hash House Harriers« anschließen, um die Monotonie von Einkaufen und Safaris zu brechen.

Der Verein, von dessen Mitgliedern oft behauptet wurde, sie betrachteten die Geländeläufe nur als lästiges Vorspiel zu dem darauf folgenden Besäufnis, trifft sich spät jeden Montagnachmittag. Zwei »Hasen« legen eine Papierspur, um das Rudel etwa fünf Meilen weit zu führen.

»Sie sind der Neue.«

»Ja.«

»Boden und so, oder? Ich heiße Hoffman. Telekommunikation. Sie nennen mich Bear.« Er war groß und kräftig. Sein Hemd war zwar sauber und gebügelt, aber er wirkte dennoch unordentlich. Es war, als wiese sein Körper die Kleidung ab.

»Hallo. Jack Morgan. Landwirtschaftliche Entwicklung.« Sie wechselten einen Handschlag.

»Sie sind jetzt wie lange hier? Zwei Wochen?«

»Ungefähr.«

»Mann, Sie haben wirklich ein beschissenes Büro abgekriegt! Die Sonne wird Ihnen hier jeden Tag spätestens um vier Uhr den Arsch verbrennen.«

»Ich werde es schon aushalten.«

»Zumindest ist die Aussicht gut.« Der große, kräftige Mann ging zum Fenster und schaute in die Ferne. »Die Ngong-Hügel.«

Jack antwortete nicht. Er hatte schon oft hinter seinem Schreibtisch gesessen und schweigend die dräuenden grauen Umrisse am westlichen Horizont betrachtet.

»Wo kommen Sie her?« Bear kehrte zur anderen Seite von Jacks Schreibtisch zurück und ließ sich auf den hochlehni- gen Kunstlederstuhl fallen.

Jack stand auf und ging zu seinem Aktenschrank, wo er einen Stapel Papiere ablegte und einen anderen herausholte. »Sydney«, sagte er, als er wieder auf dem Schreibtischstuhl saß.

»Australier? Gut.«

Jack blickte von seinen Papieren auf, aber Bear führte diese Bemerkung nicht näher aus.

»Und was sollen Sie hier machen, Jack?« Er lehnte sich zurück, zog den Fuß des einen Beins auf das Knie des anderen und verschränkte die Hände mit gewichtiger Geste auf seinem kahl werdenden Kopf.

»Weiß ich noch nicht.«

»Nein?« Bear zog die Brauen hoch und runzelte die Stirn. Die Kollision der Falten verursachte tiefe Furchen.

»Nicht genau.«

Bear wartete.

Das Schweigen wurde intensiver. Jack gab auf. »Die Rede war von Landwirtschaftsprojekten in Kenia und Tansania.«

»Nicht schlecht.« Bear nickte anerkennend. »Nicht schlecht. Halten Sie sich einfach nur von diesen Somalis fern. Das ist wirklich ein Haufen von Mistkerlen.«

Jack versuchte weiterhin, einen beschäftigten Eindruck zu erwecken, indem er Akten auf seinem Schreibtisch hin und her schob.

»Ich bin für Telekommunikation zuständig.«

»Das sagten Sie schon.« Er steckte eine Akte in seine Schreibtischschublade, dann öffnete er die nächste Schub- lade. Dann noch eine.

»Ja«, sagte Bear und nickte. »Telekommunikation. Über-

wiegend Funk. Sie wissen schon, Ultrakurzwellensender in kleinen Siedlungen. Ein bisschen Hochfrequenztechnik. In Simbabwe haben sie mit Satelliten angefangen. Aber ich bin überwiegend mit Frequenzverwaltung beschäftigt. Ich habe ein Projekt in Tansania, das ...«

Jack verstand nicht, was er sagte, aber hin und wieder nickte er. Es gab ihm Zeit, sich zu fassen. Er fand es unangenehm, wenn sich Leute in sein Leben drängten, besonders in der letzten Zeit. Aber Bear Hoffman war unverbesserlich. Schließlich unterbrach Jack ihn. »Also gut, ich gebe auf«, sagte er und warf den Bleistift auf den Schreibtisch.

»Häh?«

»Ich verstehe kein verdammtes Wort von dem, was Sie da sagen. Aber wen interessiert das auch? Ich habe zu tun, und all das ist wahrscheinlich nicht meine Angelegenheit, also ...«

»Hat Bhatra es Ihnen nicht gesagt?« Bear griff nach einem Brieföffner und fing an, damit seine Fingernägel zu reinigen. »Wir sollen bei einem seiner sogenannten integrierten Entwicklungsprojekte zusammenarbeiten. Integrierte Entwicklungsprojekte sind das Größte, wenn man Bhatra glauben darf.«

»Tatsächlich?« D.K.L. Bhatra war Jacks Chef. Ihr Chef. Leiter des kenianischen Büros des UNDP, des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen. Er hatte Jack abgeholt, als er auf dem Flughafen von Nairobi eintraf, erschöpft von Jetlag und Kater. Jack hatte den Eindruck gehabt, dass der Mann mit Leib und Seele Verwaltungsbeamter war. Sie hatten seitdem kaum miteinander gesprochen. »In diesem Fall sollten Sie lieber den Quatsch weglassen und mir erzählen, was Sie wirklich machen.«

»Na ja, ich bin für die Entwicklung grundlegender Kommunikationsnetze für die Entwicklungsarbeit in ländlichen Regionen verantwortlich.«

Jack runzelte die Stirn. »Machen Sie es mir noch ein bisschen einfacher, bitte.«

»Telefone. Faxe. Einfache Sachen. Ich bringe das Zeug in die Dörfer, baue die Verbindungen auf. Damit ihr Jungs, die Gesundheitsleute und alle anderen weitermachen können.«

»Hm. Der Telefon-Mann.«

»Genau.«

Jack griff wieder nach seinem Bleistift und betrachtete den Mann, der ihm gegenüber saß, genauer. Er hatte einen Quadratschädel mit ein paar schüttereren, ergrauenden Strähnen, die in alle Richtungen abstanden, als würden sie bei der geringsten Bewegung davonfliegen. Es gab kaum einen Übergang zwischen dem klotzigen Kopf und den breiten Schultern in dem verknitterten Hemd. Die rötliche Haarmatte auf den Unterarmen konnte die Sommersprossen nicht vollkommen verbergen. Hoffmans beiläufige, offene Art war ein erfrischender Kontrast zu den meisten UN-Schreibtischhockern, denen Jack in den letzten paar Tagen begegnet war. Sie waren ihm alle wie Klone von Bhakra vorgekommen, und er nahm an, dass keiner von ihnen jemals einen Fehler zugeben würde. Sie hatten endlos viele Gründe, wieso dies oder das nicht getan werden konnte. Man hatte es schon öfter versucht. Es hatte nicht funktioniert. Bürokraten. Dieser »Bear« machte zumindest den Eindruck, als wäre er am Leben. Jack betrachtete den motzenzerfressenen Streifen von Bart, der von einem Ohr zum anderen über das Kinn des Mannes lief; es ließ ihn aussehen, als trüge er einen deutschen Helm aus dem Zweiten Weltkrieg mit Kinnriemen. »Kommt das Bear von Eisbär oder von Grizzlybär?«

»Mann, ich kann sowohl grau als auch cool sein. Ich kann sein, was ich will, je nach Stimmung. Die schwarzen Mädels mögen mich am liebsten, wenn ich ein Honigbär bin.«

Jack lächelte widerwillig. »Jetzt weiß ich, dass Sie mich verarschen.«

»Ha!« Bear lachte und schlug sich aufs Knie. »Aussie, ich glaube, Sie sind in Ordnung.« Er lachte leise weiter. »Haben Sie Ihre Familie dabei?«

»Sie geben nicht auf, wie?«

Bear verzog gequält das Gesicht, zuckte die Achseln und hob die Hände. »Heh! Bei den Vereinten Nationen sind wir doch alle Brüder, oder?«

Jack schüttelte ungläubig den Kopf. Es war unmöglich, diesen Mann zu beleidigen.

»Sie sind Single. Das wittere ich auf eine Meile Abstand. UN-Single Nummer Fünf – das sind Sie. Vergessen Sie die anderen. Ein Haufen Arschlöcher. Also gut, Jack, haben Sie Hobbys?«

»Hobbys?«

»Sie wissen schon, Sport und so.«

»Sport? Wer kann in diesem Klima schon Sport treiben?«

»Sind Sie nach der Arbeit mal ausgegangen? Eine Bar? Irgendwas?«

»Nein.«

»Laufen Sie?«

»Meinen Sie joggen? Das soll wohl ein Witz sein.«

»Wir sollen Sie ein bisschen hier rausbringen. Wieso kommen Sie heute Abend nicht mit zum Querfeldeinlauf meines Vereins?«

»Was ist das für ein Verein?«

»Die Hash House Harriers. Erst laufen, dann saufen. Sie trinken doch Alkohol, oder?«

»Ja.«

»Haben Sie Laufschuhe?«

»Ja, aber...«

»Gut. Wir fangen um fünf Uhr an. Geländelauf, etwa vier, fünf Meilen. Danach ein paar Bier. Wie sieht's aus?«

»Äh...« Jack fuhr sich mit der Hand übers Kinn.

»Kommen Sie schon. Sie müssen ein bisschen unter die Leute gehen.« Er machte eine kreisende Bewegung mit den

Händen. »Dinge in Bewegung setzen. Sie sind jetzt in Afrika, Mann. Genießen Sie es.«

Jack sah ihn an. »Was soll's. Na gut.«

»Es wird Ihnen gefallen.« Bear stand auf. »Also gut, ich muss gehen. Wir sehen uns gegen halb fünf. Bis dann, Jack.«

Jack war ein bisschen verlegen, als Bear sein Büro verließ. Er fühlte sich immer noch irgendwie bedrängt, wenn andere, vor allem Fremde oder neue Bekannte, harmlose Fragen über sein Leben stellten. Es würde noch eine Weile dauern, bis er darüber hinwegkam. Vielleicht erwartete er ja zu viel von der kurzen Zeit, seit er Sydney verlassen hatte. Es war schwer gewesen, sich loszureißen, aber ihm war nichts anderes übrig geblieben. »Ich gehe nach Afrika«, hatte er seiner Familie erzählt. Nach ihrer Ansicht war es eine Flucht. Und sie hatten recht. Aber aus den falschen Gründen. Sie verstanden es nicht, weil sie es nicht wussten. Niemand wusste es. Nicht seine Eltern. Nicht Liz. Ganz besonders nicht Liz.

Es war Angst, die ihn trieb. Angst – die ultimative Triebkraft. Wenn es um Selbsterhaltung ging, war Logik manchmal ein Luxus, den man sich nicht leisten konnte. Und falls Angst als Grund nicht genügt hätte, hätte ihn das Bedürfnis angetrieben, vor dem Selbsthass zu fliehen, der wie Ketten an ihm hing.

Jacks Mutter verstand nicht, wieso er nicht einfach mit Liz redete und die Sache bereinigte. Er konnte nicht einmal behaupten, dass es nichts mit Liz zu tun hatte – es hatte mit ihr zu tun, aber nicht so, wie es sich alle vorstellten.

Jacks Vater war verärgert. Jack nahm an, er ärgerte sich darüber, dass sein Sohn scheinbar keine Spur von der Disziplin an den Tag legte, die er versucht hatte, ihm beinahe von Geburt an beizubringen. Disziplin und Ordnung waren es wert, dass man um sie kämpfte, sagte er oft. Und Jacks Vater kämpfte tatsächlich: gegen die Stadtverwaltung, weil sie den Gehweg nicht reparieren ließ, gegen den Hund des

Nachbarn, weil der auf den Grünstreifen schiss. Er kämpfte gegen Unkraut, das es wagte, sich in seinem makellosen Rasen einzunisten. Pläne für die Zukunft. Ein geordnetes Leben. Das waren Qualitäten, die man von einem Sohn erwartete, dessen Vater die Depressionszeit miterlebt und die verdammten Japse im verdammten Neuguinea bekämpft hatte. Und er hatte geknausert und sich alles Mögliche vom Mund abgespart, damit sein Sohn eine anständige Ausbildung erhielt, verdammt noch mal.

»Wenn du dich selbst kennst und weißt, wo du sein willst«, sagte er immer zu Jack, »ist das schon die halbe Miete. Es ist, als hättest du eine Landkarte deines Lebens. Du verläufst dich nicht und kommst immer dort an, wo du wirklich hinwillst.«

Jetzt musste Jack wieder an diese Landkarte denken: Wo war sie gewesen, als er sie wirklich brauchte? Warum hatte er in Honolulu nicht erkennen können, dass er aus dem Tritt geriet? Warum hatte O'Hara nicht aufhören können, bevor es in dieser letzten Nacht zur Katastrophe gekommen war?

Jack geriet auf dem Pfad, der von hundert anderen Füßen schlammig geworden war, ins Rutschen, packte eine dicke Ranke, die ihm im Weg hing, und riss sie bei seinem plumphen Sturz auf den grasbewachsenen Wegrand mit. Auf allen vieren hockend, rang er verzweifelt nach Luft, während sich am Rand seines Gesichtsfelds rosa Nebel ausbreitete. Es schien eine Ewigkeit her zu sein, seit er Bear zum letzten Mal gesehen hatte, als er ohne sichtbare Anstrengung vor ihm hertrabte, und Stunden seit dem letzten Halt, an dem die Läufer sich sammelten.

Der Dschungel schloss sich um ihn, und seine Kehle zog sich zu, als gäbe es in ganz Afrika nicht genug Luft, um seine Lunge zu füllen.

Mit einer Anstrengung, die sich anfühlte, als wäre sie seine letzte, kam er wieder auf die Beine, aber seine Beinmuskeln weigerten sich zu reagieren. Sie waren zu Gummi geworden.